



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Nohl, Ludwig: Aus Beethoven´s letzter Schaffenszeit : (Das erste der
Letzten Quartette.) : (1824.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Mus Beethoven's letzter Schaffenszeit.

Von Dr. Ludwig Nohl.

(Das erste der letzten Quartette.)

(1824.)

Am 17. September 1824 schrieb Beethoven an Schott in Mainz, der in dieser letzten Zeit sein Hauptverleger ward: „Apollo und die Musen werden mich noch nicht dem Knochenmann überliefern lassen, denn noch so vieles bin ich ihnen schuldig und muß ich vor meinem Abgang in die Elysäischen Felder hinterlassen, was mir der Geist eingiebt und vollenden heißt. Ist es mir doch als hätte ich kaum einige Noten geschrieben!“

Die Geister waren nach der wenig gelungenen ersten Aufführung der kurz zuvor geschaffenen Neunten Symphonie aufs neue gesammelt zu ernstestem Thun und zu weiterem Schaffen frischer Muth gefaßt. Freilich von den allumfassenden und recht eigentlich öffentlichen Leistungen seiner Kraft, wie Oper und Oratorium, ist vorerst bei ihm selbst nicht mehr recht Rede. Er faßt im Frühling des nächsten Jahres die jüngsten Erfahrungen mit der Vorführung seiner Werke und den Charakter der Kunstzustände der Kaiserstadt überhaupt in dem Worte gegen L. Kellstab zusammen: „Seit die Italiener hier so festen Fuß gefaßt haben, ist das Beste verdrängt. Das Ballet ist dem Adel die Hauptsache vom Theater. Von Kunstsinne muß man nicht sprechen, sie haben nur Sinn für Tänzerinnen. Die guten Tage haben wir hier gehabt. Aber darnach frage ich nicht, ich will nur noch schreiben, was mich selbst freut.“

Das Schlimme dabei war: das so wirklich Vollendete jener Italiener, unter denen außer David, Lablache und der Fodor damals noch Rubini glänzte, hatte den Geschmack des Publikums nur verwöhnt, statt durch edlen Wettstreit auch der einheimischen Kunst neu aufzuhelfen. Man muß die Urtheile über diese Dinge hören, um zu begreifen, daß Beethoven sich vor allem nicht mehr entschließen konnte, eine deutsche Oper zu schreiben, ja wie sein Famulus und erster Biograph A. Spindler sagt, manch hartes Wort über

deutsche Opersänger ausstieß, bei ihnen die Begeisterung für die Kunst und Eifer im Studium vermischte und sie der Selbstgenügsamkeit auf mittelmäßiger Stufe der Ausbildung beschuldigte. Die Allgemeine musikalische Zeitung vom Juni 1823 schreibt über die gleiche Darstellung von Rossini's „Barbier“, der Beethoven beigewohnt: „Ueberhaupt ist gerade dieses Zusammenwirken, dieses Ineinandergreifen, diese engste Vereinigung aller einzelnen Theile zu einem Gesamtkörper der erste allerwesentlichste Vorzug der Italiener, und was auch deutsche Sänger, isolirt gestellt, bedeutendes zu leisten im Stande sind, — wenn es sich um die präcise Ausführung einer mehrstimmigen Periode bis in das kleinste Detail abgerundet, mit allen Nüancen gleichsam von einer Seele ausgehaucht handelt, — wahrlich darin werden sie doch immer ihren Nebenbuhlern das Feld räumen müssen. Ehre dem Ehre gebühret!“

Allerdings besaßen diese Italiener künstlerische Werke eines einheitlichen nationalen Styls und wenn man dazu an Don Juan und Figaro's Hochzeit denkt, Respect fordernde Werke. Ist es da begreiflich, daß auch Beethoven sich mehr und mehr auf das Gebiet zurückzog, wo doch auch der Deutsche als solcher Meister sein konnte? Seine instrumentale Kunst und die letzten Quartette sind dem wahrhaft deutschen Styl denn auch selbst in der Oper im Grunde mehr Anregung und Muster geworden als alle deutsche Opern jener und späterer Zeit.

Aber auch hier hatte er stets mehr auf das Ausland zu schauen: „Beethoven's herrliche Claviercompositionen kennen nur wenige unserer jungen Claviervirtuosen“, klagt ein Aufsatz „Wien im Jahr 1825“ in der „Cäcilia“ die Schott in diesem Jahr 1824 mit Gottfried Weber an der Spitze gegründet hatte. Die Theilnahme an Werken der „höheren Tonkunst“, Oratorien und Symphonien nehme bedeutend ab, der hohe Adel sei dem Ausländischen zugewendet und die „teutsche Oper“ aufgelöst. Weiter heißt es dann: „Nach der Fodor verschwanden eine Grünbaum, eine Waldmüller, obwohl im Auslande Lorbeeren sammelnd, gleichsam im Dunkel, — nach Lablache mochte Niemand Forti singen hören. Daher suchten die Meisten Anstellung bei fremden Bühnen, und die Wiener, gleich schlechten Hauswirthen von theuern Lekerbissen übersättigt, haben nun kaum Kartoffeln zu essen.“

Das Kärtnerthor-Theater wie das an der Wien waren seit längerer Zeit geschlossen! Die besten Italiener und ihre Opern hatten schließlich nicht mehr angesprochen, und jetzt beklatschte man Ule, Heckermann und andere Mitglieder des Vorstadttheaters. Daß „bei so bewandten Umständen“ auch die Kirchenmusik nicht blühe, könne Niemand wundern heißt es dann; „Fabrikarbeit“ bekomme man hier wohl genug zu hören, aber das wahrhaft Kirchliche verschwinde immer mehr. Der Musikverein vegetire fort; Anarchie und Unthätigkeit hatte ihn gelähmt. Was indessen den Wiener noch trösteten

müsse, sei, daß bis jetzt alle ihre musikalischen Talente im Ausland außerordentlich gefallen: „wodurch wenigstens unser relativer Werth außer Zweifel gesetzt wird.“ Schließlich heißt es: „Die größte Besorgniß flößt der Umstand ein, daß überhaupt der stille ruhige Genuß der Kunst, der öftere Zusammentritt der Künstler und bedeutenden Dilettanten um Musik zu machen immer mehr in Abnahme und Verfall geräth. Die Quartettunterhaltungen haben fast ganz aufgehört, selbst die von Schuppanzigh gegebenen ließen am Ende kalt, woran wohl zum Theil auch der Umstand Schuld trug, daß neu einstudirte Werke aus Mangel an Proben schlecht gingen.“

Und solchen Klagen secundirt die A. M. Z. ebendamals mit den Worten: „Seit Jahr und Tag ist kaum ein bedeutend interessantes Musikwerk erschienen, nichts als Rossinische Opern im Clavierauszug Alles liegt brach. Wohinaus?“

Wie anders klangen da die Nachrichten, die vom Fürsten Galizin in Petersburg einliefen, der im Herbst 1822 bei Beethoven drei Quartette bestellt hatte! Fürst Radziwill „auch ein Bewunderer Beethoven's“, sei von Berlin eingetroffen und habe das Vergnügen genossen bei der ersten Aufführung der Missa solennis gegenwärtig zu sein. Am 16. Juni 1824 bittet er dann dringend um Abschrift von Beethoven's neuesten Werken als Symphonie, Ouvertüren zc.: „Fürstens Erkenntlichkeit werde extreme sein.“ Alle Monarchen sollten thun, was Ludwig XVIII. gethan habe, der Beethoven zu Ehren eigens eine große goldene Medaille hatte schlagen lassen: allein in St. Petersburg herrschte auch der Rossini'sche Charlatanismus. Er und Radziwill spielten „ewig“ Beethoven'sche Compositionen. Wenn immer der Meister in einer Geldnoth sei, so möge er sich unverzüglich an ihn wenden, er werde sich glücklich schätzen ihm nützlich zu sein.

Am 28. Juli 1824, nachdem der Bericht über die Aufführung der Neunten Symphonie eingetroffen war, schreibt er, der Undank der Hauptstadt Wien empöre ihn, Beethoven solle nur reisen und er werde sich mehr verdienen. Seine Ungeduld wegen der Quartette sei unbeschreiblich. Die Kosten für das von Beethoven Erbetene möge dieser von Stieglitz und Comp. „in jeder beliebigen Summe“ entnehmen.

„Fürstlicher“ konnte kaum geredet werden, und Beethoven setzt sich denn auch jetzt sogleich in volle Bereitschaft, solche schöne Wünsche zu erfüllen. War ihm doch selbst diese „mehr eintragende“ Arbeit zugleich „gelegener“; das heißt sie entsprach mehr seinem künstlerischen Gefühl als vor allem die Claviermusik, in der doch ebenfalls dringendste Bestellung vorlag, nämlich vierhändige Sonaten für den Verleger Diabelli in Wien. Schindler schreibt schon in der Zeit der Correctur der Sonate von Op. 111 und der Variationen Op. 120 auf: „Es ist doch Schade, daß Ihr hoher Genius in Claviersachen

begraben wird, denn leider bleiben die ausgezeichnetsten Werke dieser Art liegen, weil die Clavierspieler unserer Zeit immer mehr den Geschmack des Guten verlieren.“ Ebenso steht auf einem losen Blatt im Besitz des Kunsthändlers Artaria in Wien, das unter Skizzen zu den Bagatellen Op. 126 liegt, die ja ebendamals entstanden, von Beethoven's Hand: „Gar keine Clavierfachen als Concerte, andere bloß wenn ich darum angegangen werde.“ — „Quintett in C moll für Fortepiano und Clarinett Violoncell Horn Fagott senza sonar [?] il Clavicembalo miserabile.“

Wir wissen von einem „Quintett für Flöte“ und vernehmen auch von K. Holz, daß Beethoven das Clavier ein „ungenügendes Instrument“ nannte.

Andererseits lagen für Quartettcomposition schon bestimmte Entwürfe vor. Am 16. Juli 1823 heißt es zu F. Ries in London: „Ich schreibe ebenfalls ein neues Violin-Quartett. Könnte man dieses den Londoner musikalischen oder unmusikalischen Juden wohl anbieten?“ Ein kleines Skizzenheft Artaria's aber, dessen letztes Blatt die Worte „Brüder — Flügel“ zeigt, enthält Entwürfe zum 1. 2. und 3. Satz des ersten der letzten Quartett's Op. 127, unter denen zugleich steht „Quartett für Peters“. Es war also schon im Sommer 1822, wo mit Peters auch wegen eines Quartetts verhandelt ward und die erste Idee zum Finale der Neunten Symphonie kam, dieses Werk erdacht worden, und namentlich auch das wundervolle Adagio eben dafür bestimmt, das später einmal in eine der vierhändigen Sonaten sollte. Im Sommer 1823 ward denn auch daran weiter gearbeitet. Um das Ende von 1823 aber, in den gleichen Tagen, wo das „Teufelsmädchen“, die später so berühmte Caroline Unger ihn aufs neue besucht, ist der Musikhändler Math. Artaria — nicht zu verwechseln mit Artaria & Comp. — ebenfalls bei ihm gewesen und hat Vorschläge wegen der Gesamtausgabe seiner Werke gethan. Dabei fragt derselbe: „Wie sieht es denn aus mit dem Quartett aus A moll?“ d. h. mit Op. 132, dem 2. der Quartette für Galizin. Und in der Jahreswende weiß der Referent der A. M. Z. sogar von 2 neuen Quartetten, die Beethoven „vollendet“ habe. Es war also auch dieses Op. 132 schon während der Arbeit an der „Neunten“ projectirt oder gar ausgedacht und mag daher den Keim schmerzvollster Leidenschaft überkommen haben, der sich jetzt freilich zu einer Tragik entfaltete, wie sie selbst die Symphonie kaum ernster und energischer zeigt. Während andererseits das Adagio von Op. 127 aus dem gleichen Himmelsfaden mit dem Adagio der Symphonie gesponnen ist und in dem stets vertiefter wiederkehrenden Ritornell seiner sehnsuchtsvoll gezogenen Hauptmelodie ganz jenes thränenvolle Zusammensinken in das eigene nur zu menschliche Ich hat, das in der Nebenmelodie des Adagios der Symphonie auch

ein wahrhaft überirdisches Vermögen der Erhebung zum freiesten Schauen ankündigte!

Wie viel aber auch von diesen beiden Werken schon vorempfunden war und seinen Styl mit der Weise vor Vollendung der Neunten Symphonie, namentlich des Freudenfinales theilt, — die eigentliche Ausarbeitung beider Quartette mit der Ausprägung des innewohnenden Gehalts ihrer Motive gehört diesem Zeitraum vom Sommer 1824 bis dahin 1825 an. Wie denn auch der im Besitz F. Mendelssohn's befindliche 1. Satz von Op. 127 eigenhändig besagt: „geschrieben 1824“ und Op. 132, ebenfalls dort befindlich, betitelt ist: „2tes Quartet 1825 von L v Bvn.“ Wir haben also jetzt zu den Begebenheiten dieses Jahres 1824 überzugehen und nachzusehen, wie der Meister zu dem Beginn dieser ebenso innerlichst versöhnenden wie ernstgemeinten Schlußarbeit seines Lebens sich zurecht setzt und sie vollendet.

Zunächst und vor allem nach den Anstrengungen und Aufregungen des Winters handelt es sich um einen entsprechenden Landaufenthalt. Nur am Busen der unendlichen Natur stimmte diese Seele sich völlig zu sich selbst zurück.

Schon während der Plackereien mit der Akademie im April und Mai hatte, wie der bekannte Neffe Beethoven's aufschreibt, Bruder Johann den Vorschlag gemacht, Beethoven solle „die 4 Monathe“ auf seinem Gute Gneixendorf bei Krems an der Donau zubringen. Dabei erfahren wir, daß da 4—5 Zimmer zugebote standen, „sehr schön hoch und groß, alles gut eingerichtet.“ Die Gegend sei herrlich, eine eisenhaltige Quelle sei da und ein „Hausbad“. Allein obgleich es dabei heißt, die Frau werde nur als Wirthschafterin angesehen und arbeite, sie sei ganz gezähmt und habe versprochen sich ganz ordentlich zu betragen, ja obwohl Johann selbst drollig und bezeichnend genug aufschreibt: „Wer soll die Wäsch' besorgen, wer soll unsere Launen ertragen?“ so galt doch das „non possibile per me“, das Beethoven einmal von diesem Vorschlag gebraucht, jetzt mehr denn je. Waren doch gerade in dieser Zeit die üblen Geschichten mit jener Frau zu ihrem Höhepunkt gediehen, und es trifft auch jetzt schon zu, was im nächsten Jahre Beethoven selbst dem Neffen zuruft: „Gott ist mein Zeuge, ich träume nur, von dir von diesem elenden Bruder und dieser mir zugeschusterten abscheulichen Familie, gänzlich entfernt zu sein.“ Es mußten absolut zwingende Umstände eintreten, ehe Beethoven hier das „non possibile“ überwand. Und dann? — Seine Empfindung hatte ihn nicht getäuscht, die persönliche Berührung mit dieser Sphäre sollte ihre vorgeahnten Wirkungen nicht fehlen, sie trug viel zu seinem frühzeitigen Ende bei.

Jetzt hatte sich bereits eine freundliche Wohnung in dem damals noch völlig ländlichen Penzing nah der Wien gefunden, und er hoffte, in dem

isoliert gelegenen Hause am Fluß in stiller Beschäftigung mit seinen Musen bald aller Lebenspein aufs neue zu genesen. Allein gefehlt! Berichtet schon ein Wiener Musikfreund aus dieser letzten Zeit: „Jeder Droschkenkutscher kannte ihn und die Leute wichen achtungsvoll zurück, wenn er einherwandelte, das Notizbuch oder einen Bleistift in der Hand, mit aufgerichtetem Kopfe, oder auch gemüthlich mit dem Stecher Land und Leute beobachtend“, so hatten die beiden Akademien mit der Neunten Symphonie und der Missa solennis den sonst tief Verborgenen, und sei es auch nur „in effigie“, erst recht vor die Augen der Menge gebracht. Sogar die Wiener A. M. Z. gab kurz nach der ersten Akademie ein Portrait „nach der Natur“ von ihm bei. So begreift man, wenn Schindler erzählt: „Auf dem dicht neben diesem Hause über den Fluß gelegten Steg erlaubten sich die Passanten aus Neugierde oder Interesse stehen zu bleiben und nach seinen Fenstern zu schauen.“ Und was konnte dem in sein „höheres Leben“ versunkenen Meister widriger sein als müßige Gaffer, denen Größe und Berühmtheit eine Curiosität ist wie die Geschöpfe fremder Zonen, — zumal in diesem Moment, wo er den „Bürger“, der ihm übrigens schon aus dem Prozeß mit der Wittwe genügend bekannt schien, nun auch nach dem Maß seiner Verehrung für das Hohe und Heilige seiner Kunst völlig erkannt zu haben glaubte! Und abgesehen davon, daß solch stete Neuversenkung in seine eigentliche Welt, ihn überhaupt am Dasein erhielt, das um so mancher Ursachen willen ihm persönlich nur stets weniger Werth haben konnte, hatte er ja, nachdem nun noch gar „nur Zeit und Geld verlohren bei den „Akademien“, von dieser seiner Geistesarbeit mit dem theuren „Sohn“ zu subsistiren“. Dieser aber befand sich jetzt bereits im zweiten Semester auf der Universität und hatte an den üblen Dingen, die das freie Jugendtreiben mit sich bringt, bald genug Geschmack gefunden. Also wohl gewichtiger Grund, die schöne Wohnung Nr. 43 in Penzing, im 1. Stock nach etwa sechswöchentlicher Benutzung mit 180 fl. C. M. für den ganzen Sommer zu bezahlen und „mit Sack und Pack, Büchergeräthschaften, Broadwood-Flügel und Hühnersteigen gegen Baden zu ziehen.

In diesem seinem eigentlichen Tusculum müssen wir ihn uns also auch in diesem Sommer 1824 erst recht wieder durch Berg und Thal schweifend und Honigsammelnd denken. Denn nur „rastlos bethätigt sich der Mann“, und es lagen obendrein ja dringendste „Verbindlichkeiten“ vor. Für den Herbst aber wollte man bestimmt zur Reise nach London frei sein. Also war auch jetzt vor allem „Ruhe und Freiheit“ nöthig, und so geht es jetzt zugleich ernstlich an den Verkauf der beiden „großen Werke“, um endlich auch den Bruder „Pseudo“ vom Nacken zu haben, dem er in der Noth des Schreibens an den Werken dieselben verpfändet hatte. Die Vorführung dieser geschichtlichen Correspondenz aber leitet uns von selbst auch wieder zu jener eigentlichen Welt Beethoven's.

Zunächst Probst in Leipzig. Ihm wurde am 10. März 1824 außer dem Opferlied, dem Bundeslied, dem Ruß und den VI Bagatellen Op. 126 die Ouvertüre „zur Weihe des Hauses“ (Op. 124) und die große Messe angeboten, wobei denn nach des Meisters damaliger Stimmung über die letztere bemerkt wird: „. . . leider muß ich nun doch über mich selbst sprechen, indem ich sage, daß sie wohl mein größtes Werk was ich geschrieben.“ Sogleich heißt es weiter: „Eine neue große Symphonie, welche ein Finale hat mit eintretenden Singstimmen, Solo und Chören mit den Worten von Schiller's unsterblichem Lied an die Freude auf die Art wie meine Clavierfantasie mit Chor, jedoch weit größer gehalten als selbe.“ Und dieser Taxirung entsprechend ist hier das Honorar nur 600 fl., während es dort 1000 fl. find. Man stand dem Werke mit der eigenen Empfindung noch zu nahe, um den rechten Werthmesser dafür zu finden, und bei der Messe wirkte der heilige Vorwurf das eigene Urtheil bindend mit. Auch blieb die „Neunte“ immer nur eine — Symphonie, und eine solche wird selbst bei Beethoven damals mit bloß 40—60 Duc. d. h. 2—300 fl. taxirt. Also war 600 fl. immer noch viel, sehr viel.

Probst erbittet sich am 22. März die Lieder, die Bagatellen und die Ouvertüre für „100 Stück vollwichtige Ducaten“ und behält sich, wenn dieses Geschäft zur beiderseitigen Zufriedenheit geordnet sei, den Entschluß wegen Messe und Symphonie vor. Beethoven schreibt auf diesen Brief: „Glauben Sie nur nicht, Gewächse, ich habe jetzt keine Zeit um Sie darüber aufzuklären, habe alle Beweise in Händen, nächstens.“ Die „Differenz“ die Beethoven mit dem Leipziger Verleger Peters „in einem ähnlichen Unternehmen“ gehabt haben sollte, hatte nämlich diesen neuen Verleger erst die Manuscripte sehen lassen wollen. Zu seiner Beschämung muß Beethoven auch darauf eingehen. Am 3. Juli meldet er die Vollendung der Abschrift der betreffenden Sachen und bittet das Geld anzuweisen. Probst geht am 16. August 1824 auf den Handel ein. Allein derweilen hatte sich etwas besseres gefunden für den Bruder „Judas Ischarioth“, der all diese Sachen besaß.

Schott in Mainz nämlich hatte am 24. März 1824 dem Herrn „Hof-Capellmeister“ von Beethoven auf seine Anträge in einer besonders ehrerbietig offenen Weise geantwortet, sich zwar zunächst nur das angebotene Quartett um 50 Duc. aber dies auch bedingungslos erbeten und dabei gesagt: „Ihre große solenne Messe sowie Ihre neue Sinfonie liegt uns zwar auch sehr am Herzen und wir würden beide Werke nur mit großem Leid als solche glänzenden Sterne in einem andern Catalog prangen sehen und fragen deßhalb an, ob Sie wohl geneigt wären das Honorar in 4 Terminen von 6 zu 6 Monaten in Empfang zu nehmen. Unter diesen Verhältnissen wagen wir den Verlag

dieser sehr großen und sehr mächtigen Werke und würden mit Stolz den Verlag derselben mit aller nur möglichen Schönheit ausstatten und zur augenblicklichen Ausführung in Stimmen nebst Partitur stechen lassen.“ Das war einmal wieder Respect und Anstand bei einem Verleger, zumal wenn man an Steiner & Comp. in Wien dachte. Allein man stand noch mit Probst in Unterhandlung, und so erfolgt erst auf zwei weitere Briefe Schott's (19. und 27. April 1824), worin sehnlichst um Rückantwort gebeten und unter Einsendung des 1. Heftes der „Cäcilia“ um Beiträge dafür ersucht wird, am 20. Mai 1824 Entscheidung: Messe und Symphonie zu dem bekannten Preise in kurzen Raten, das Quartett jedoch sei noch nicht sicher zuzusagen! Dabei wird um rasche Entschließung gedrängt, da er sich auch Anderer wegen entschließen müsse. Denn es lagen ja auch Anträge von Leidesdorf, Diabelli, Artaria u. A. vor. So heißt es denn auch hier: „Da ich nicht von meinem Gehalte hier leben kann, so muß ich dergleichen mehr als ich würde, nicht außer Acht lassen.“ Schott acceptirt denn auch bereits am 27. Mai die Bedingungen bestens, besteht aber auch auf dem Quartett, und Beethoven antwortet „wegen Ueberhäufung mit Beschäftigung“ erst am 3. Juli: er könne auch dieses ganz sicher binnen 6 Wochen erhalten. Man hatte sich also unter dem Schutze jener festen Annahme der „großen Werke“, sogleich in Penzing mit vollem Eifer „seinen Musen ergeben“, und dies umsomehr, als Schott am 19. Juli meldet, daß Fries & Comp. die Zahlung in den von Beethoven selbst bestimmten Terminen leisten werden, wogegen er Messe wie Symphonie dort zu übergeben habe. Von der gleichen Art aber wird der Brief vom 19. Aug. gewesen sein, den Beethoven „unerklärlicherweise“ nicht erhielt. Es hatten sich, wie wir sehen werden, auch hier rasch fremde Elemente dazwischen geschoben, und bei Beethoven war ja leicht Mißtrauen zu säen, zumal gegenüber den „Höllenhunden, die sein Gehirn beleckten!“ Man hat aber einstweilen doch „diese Schott“ sicher in der Hand und hätte so auch der Ausführung der neuen Arbeiten mit andauernder Ruhe nachgehen können, wenn nicht einerseits durch erneutes Unwohlsein, andererseits durch die Sorge um und für den geliebten Neffen stets wieder Hemmnis aller Art eingetreten wäre. Es ist alle Kraft nothwendig, um nur auf der Höhe seiner selbst zu bleiben, und gar um die Höhe seines Wesens völlig zu erreichen! Wir wollen zunächst rein chronologisch aufzeichnen, was von Lebensäußerungen aus dieser Zeit vorliegt. Es wird uns zu jenem Wesen selbst führen.

Am 23. August vernimmt der Erzherzog: „Ich lebe — wie?! — ein Schneckenleben. Die so ungünstige Witterung setzt mich immer wieder zurück, und unmöglich ist es bei diesen Bädern Herr seiner Haus-Kraft wie sonst zu sein.“ Dabei wird um Subscription auf H. A. Nägeli's Gedichte gebeten. In welcher lebenswürdigen Verwendung für den Herrn „Kunstbruder“ in

Zürich mag man in dem Briefe selbst nachlesen. *) „Für Andere zu handeln“ hatte man immer noch Zeit. Tags darauf bekommt nun Diabelli folgende mannigfach relevante Nachricht über seine wiederholt erbetene „große 4 händige Sonate“ in F: „Es liegt zwar nicht in meinem Wege d. g. zu schreiben, aber ich will Ihnen gern meine Bereitwilligkeit hierin zeigen. — Was das Honorar angeht, so fürchte ich, es wird Ihnen auffallen, allein in Betracht daß ich andere Werke aufschieben muß, die mir mehr eintragen und gelegener sind, werden Sie es vielleicht nicht zuviel finden, wenn ich das Honorar auf 80 Duc. setze. Sie wissen, daß, wie ein tapferer Ritter von seinem Degen, ich von meiner Feder leben muß. Dabei haben mir die Akademien einen großen Verlust verursacht.“ Diabelli ist denn auch mit dem Honorar zufrieden, weil er überzeugt sei, daß seine Werke nicht für den Augenblick, sondern für die Ewigkeit geschaffen seien, und so mußte doch intermitirend auch an diese Arbeit gedacht werden.

Weiter sehen wir jedenfalls auf solche eigenen Klagen des Meisters hin am 5. September 1824 Freunde wie A. Streicher allerhand Vorschläge thun, auf welche Art er größere Vortheile aus seinem außerordentlichen Talente ziehen könnte. Darunter sind „jeden Winter 6 Abonnementskonzerte“ und die „Sämmtlichen Werke“. „Nehmen Sie das Gesagte als die Meinung eines Freundes auf, der Sie schon volle 36 Jahre kennt und welchen nichts so freuen würde, als Sie außer Sorgen zu sehen“, schrieb Streicher.

Am 9. September 1824 hören wir ihn selbst wieder gegen Nägeli, dem die Subscription des Erzherzogs gemeldet wird, folgendes äußern: „Ein Unbekannter subscribirt ebenfalls darauf und das bin ich. Denn da Sie mir die Ehre erzeigen mein Panegyriker zu sein, darf ich wohl keineswegs mit meinem Namen erscheinen. Wie gern hätte ich auf mehrere subscribirt, allein meine Umstände sind zu beschränkt. Vater eines von mir angenommenen Sohnes — muß ich sowohl für die Gegenwart wie für die Zukunft seinentwegen denken und handeln.“ In dem gleichen Briefe erinnert er sich auch früherer Anträge Nägeli's. Allein seine Kränklichkeit habe über 3 Jahre gewährt; nun befinde er sich besser. Zugleich bittet er um die 5 stimmige Messe von Seb. Bach, die Nägeli herausgegeben. Und dabei heißt es: „Denken Sie übrigens ja kein Interesse von mir irgendwo was ich suchte. Frei bin ich von aller kleinlichen Eitelkeit. Nur die göttliche Kunst, nur in ihr sind die Hebel, die mir Kraft geben, den himmlischen Musen den besten Theil meines Lebens zu opfern. Von Kindheit an war mein größtes Glück und Vergnügen für Andere wirken zu können.“ Es umweht uns der Athem der „himmlischen“ Weise des Adagio von Op. 127, und wie tief ist die

*) Briefe Beethoven's. Stuttgart 1865. Nr. 316.
Grenzboten IV. 1875.

Empfindung eines All und Höheren in die höchste Empfindung des „Wirkens für Andere“ getränkt!

Um dieses Wirkens für Andere willen aber muß der Mensch sich auch zuweilen „nach unten senken“. A. Streicher hatte ferner den Vorschlag gemacht, die große Messe für Chor mit Clavier zu arrangiren und sie den Gesangvereinen um 50 Duc. anzubieten. Ein solcher Vorschlag vom 17. Sept. 1824 an den Gesangverein von Zürich liegt vor. „Die große Messe des Herrn L. van Beethoven ist nach einstimmigem Ausspruch aller Kenner die merkwürdigste religiöse Composition, welche seit dem Messias von Händel erschienen, und zwar ebensowohl wegen Neuheit der Bearbeitung, ihrer harmonischen und melodischen Originalität als „was wohl das Wichtigste ist, wegen dem frommen, Gott ergebenen Sinn, den jede Note derselben ausdrückt,“ so heißt es hier, und Beethoven selbst fügt dazu jenes Wort über seine „Hauptabsicht“ mit diesem Werke und daß er einer solchen Verbreitung desselben darum gern nachgebe, weil diese Vereine bei öffentlichen, besonders aber „Gottesdienstlichen Feierlichkeiten“ auf die Menge wirken könnten! Alles weist auf zunehmende Richtung „nach oben“. Ja unter Conversationen dieser Herbstzeit über den Klavierauszug dieser Messe ist auch von einer neuen die Rede. Denn Karl schreibt auf: „Länger dürfte sie nicht sein als die Voglersche.“ Sollte der Plan der Messe für den Kaiser Franz vom Jahr 1823 wieder aufgenommen sein? Es schien der inneren, wie der äußeren Lage des Meisters immer noch besonders zu entsprechen. Er wünscht daher die fünfstimmige Messe von Bach und ebenso schreibt er selbst dort oben auf: „Von Diabelli Offertorium jubilate, Deo omnis terra, Salve regina“ u. s. w.

An dem gleichen 17. Sept. 1824 also meldet er Schott, daß er unerklärlicher Weise den Brief vom 19. Aug. gar nicht erhalten habe. Wir hören aber von ihm selbst, daß damals sein „Großsiegelbewahrer“ niemand Anderer als — Junker Tobias Haslinger war, und ebenfalls er selbst sagt später: „Mir ward abgerathen von Jemanden hier, welchen Sie schwerlich vermuthen (auch Verleger)“ und nennt dann später wirklich den Haslinger. Jetzt aber heißt es, Ende des Monats werde er sich nach Wien zurück begeben und dann sogleich die beiden zugesagten Werke besorgen. Auch das Quartett werde sicher bis Hälfte October erfolgen. Dabei äußert er eben in der uns jetzt nur um so näher berührenden Weise: War zu sehr überhäuft und eine schwache Gesundheit müsse man schon etwas Geduld mit ihm haben. Doch habe es sich hier in Baden mit seiner Gesundheit gebessert. Apollo und die Musen würden ihn wohl noch nicht dem Knochenmann überliefern lassen, denn noch gar zu viel sei er ihnen schuldig und müsse er hinterlassen, was der Geist ihm eingebe und heiße vollenden. Sei es ihm doch als habe er kaum einige Noten geschrieben! Und zum Schluß: „Ich wünsche Ihnen allen guten

Erfolg Ihrer Bemühungen für die Kunst. Sind es diese und die Wissenschaft doch, die uns ein höheres Leben andeuten und hoffen lassen.“

Außeres Besserbefinden und erneute innere Harmonie durch Schauen und Schaffen beleben endlich aufs neue Muth und Hoffnung, es weht wieder „das Fähnlein auf dem weißen Thurme“. Und Frau von Liezbaur notirte sich ausdrücklich von Holz' Erzählungen auf: „Beethoven beendigte sein Quartett in Es im September 1824.“ Und es ist nicht bloß dies der Hauptsache nach richtig; sondern auch von dem weiter projectirten Op. 132 (A moll) müssen manche weiteren Entwürfe schon in diesem Sommer fertig geworden sein, denn im Winter selbst ward nur „gearbeitet“ d. h. in Partitur gesetzt, und sogar Op. 130 (B dur) muß schon in diesem Sommer Keime seiner Existenz angelegt haben; denn im nächsten Frühjahr wird sogar schon an seinem ursprünglichen Finale Op. 133 gearbeitet. So heißt es denn auch am 23. Sept. unter allerhand Scherzen gegen den „großmächtigsten Intendanten aller Sing- und Brummvereine, des k. k. sch. General-Violonzello“, den Dilettanten zc. Hauschka, der Secretair des Musikvereins war: daß man, in die Stadt gelangt, das Bernardische Oratorium „der Sieg des Kreuzes“ ganz gewiß in Musik setzen und baldigst beendigen werde, und obendrein am 26. Sept. gegen Diabelli: „Jetzt unterdessen verspreche ich Ihnen das Quartett etwas über 6 Wochen einhändigen zu können — Ihre Wünsche werde ich beachten, ohne aber meiner künstlerischen Freiheit Eintracht [!] zu thun. — Mit dem Honorar von 100 Duc. in Gold bin ich zufrieden.“

Allein so sehr der Künstler hier die Aufgabe stets ernster nimmt und nur schreiben möchte „was ihm der Geist eingibt“, so hat doch der Mensch stets wieder an die nacktesten Nothwendigkeiten zu denken und zwar vor allem um des Neffen willen, der obendrein die „Sorgen an die Zukunft“ jetzt noch durch bittere Sorgen für die Gegenwart zu vermehren beginnt. Schon in Penzing schrieb dieser selbst von seinem 1. Jahr der Philosophie auf: „Ich will ganz aufrichtig sein. Es ist jetzt zu weit gekommen um noch zurückzuhalten. Es war gleich anfangs Mangel an Lust für die Gegenstände, der mich hinderte, die Collegien gehörig zu besuchen und daher kam's auch, daß ich manche schwänzte. Du selbst vermuthest, daß die Prüfung nicht gut ausfallen werde, und leider! auch ich. — Von Anfang nochmal beginnen? Ich glaube nicht, daß ich die Schande ertragen würde, hinter so vielen Andern zu sein, mit denen ich zugleich angefangen habe. Zudem was werden Giannatasios und viele andere dazu sagen! Ich werde Gegenstand ihrer Spöttereien und leider nicht mit Unrecht. Wie das mir schaden kann, weißt Du selbst.“ Er wünscht — Soldat zu werden, damals in Oesterreich wo der Volksmund sang: „Hunde, H... , Kaffeehaus, Machen einen österreichischen Offizieren aus!“ — Diesmal wird jedoch das erforderliche Examen noch bestanden. Jetzt aber gar, wo der

Dunkel auf dem Lande ist, hat man weit mehr Freiheit und benützt sie, obwohl nach seinem eigenen Bericht sein Tageslauf sehr regelmäßig erscheint, wie der Dunkel Johann später erzählt, hauptsächlich zum Spaziergehen. Und noch ärger war es dem Vormund und Vater, daß der 17jährige Jüngling jetzt so ganz dem Einfluß seiner üblen Verwandten preisgegeben war. Er selbst schreibt am 7. Oct. 1824 von Baden „an Seine Wohlgeboren Hr. Philip von Haslinger in Wien am Graben in der Paternostergäßlerischen Steiner'schen Kunsthandlung allda: „Bester. Unser Benjamin ist heute früh schon hier eingetroffen, weswegen ich 17 und eine halbe Kanone habe abfeuern lassen. Frühere Begebenheiten ohne seine Schuld et sine mea culpa haben mich ängstlich gemacht. Dem Himmel sei Dank, es geht trotz meinen Agitator's zuweilen alles gut und erwünscht. Es ist kein Wunder bei diesen arm-seligen Anstalten, daß man wegen eines sich entwickelnden jungen Mannes in Angst ist. Dabei dieser vergiftende Athem der Drachen!“

In diesen Tagen in Baden findet denn auch folgende bedeutungsvolle Conversation ohne Zweifel an einem öffentlichen Orte statt.

Beethoven: „Ich bin mit der Wahl dieses deines Freundes sehr übel zufrieden. Armuth verdient freilich Theilnahme, jedoch nicht ohne Ausnahme dabei. Ich möchte ihm nicht gern Unrecht thun, aber er ist mir ein lästiger Gast, dem es gänzlich an Wohlstand und Anstand fehlt, was doch einigermaßen für wohlgezogene Jünglinge und Männer gehört. Uebrigens habe ich ihn in Verdacht, daß er es eher mit der Haushälterin als mit mir hält. Uebrigens liebe ich die Stille, auch der Raum ist hier zu beschränkt für noch mehrere, da ich ja beständig beschäftigt bin und er für mich gar kein Interesse herbeiziehen kann. — Du bist noch sehr schwachen Charakters.“

Der Nefse sagt, er kenne ihn 4 Jahre, die größte Aehnlichkeit des Charakters und der Neigungen habe sie zusammengeführt.

Beethoven: „Ich finde ihn roh und gemein — und das sind keine Freunde für mich.“ Nefse: „Wenn du ihn roh findest, irrst du dich, ich wüßte wenigstens nicht, daß er dir Gelegenheit gegeben hätte, das zu glauben. Auch bin ich nicht willens ihn mit einem Andern zu vertauschen, welches gerade ein Zeichen der Charakterchwäche wäre, die Du mir gewiß mit Unrecht vorwirfst; denn ich habe von allen Böglingen bei Bl [ählinger] keinen gefunden, der mir meinen oft traurigen Aufenthalt daselbst erleichtert hätte als ihn, und ich glaube ihm also wenigstens Dank schuldig zu sein.“ Beethoven: „Du bist noch nicht im Stande zu sichten“. Nefse: „Es ist wohl unnütz über einen Gegenstand, zumal über einen Charakter zu streiten, wo-rüber ich meine Ueberzeugung nie aufgeben werde, solange ich mich selbst nicht für einen schlechten Menschen halten werde; denn ist ja etwas Gutes an mir, so besitzt er's gewiß wenigstens in eben so hohem Grade

als ich und es wäre ungerecht ihm zu zürnen, wenn du nicht auch mich für eben so hältst. Für mein Theil werde ich nicht aufhören ihn zu lieben wie ich meinen Bruder lieben könnte, wenn ich einen hätte.“ Später beginnt Beethoven nochmals: „Sobald du wahrnimmst, daß man von Seiten Niemez nicht gern so was thue, so laß es sein, denn ohnehin habe ich wenig Zutrauen zu diesen Menschen d. h. daß sie etwas für mich gerne für mich thun würden.“ Auch weiterhin kommt die Rede wieder auf diesen Freund, den der Neffe lebhaft vertheidigt, der Onkel aber durchaus nicht um sich dulden mag.

Er hatte nur zu Recht. War es doch eben dieser Niemez der „bei den nachherigen groben Verirrungen des Neffen eine Rolle spielte“. Allein Beethoven betrachtete das Verhältniß zu dem jetzt 17 jährigen Jünglinge mehr und mehr als ein „Factum“, d. h. als das Verhältniß der Gleichstellung und Ebenbürtigkeit. Ja fast in der Kunst selbst steht dieses sein junges „Fleisch und Blut“ ihm näher als die Andern. Nach den Akademien dieses Frühjahrs lautet eine Conversation: Beeth.: Wie fandest Du denn bei meiner Musik, daß selbe Andere finden?“ Neffe: „Tiefer, nicht blos auf die Ohren.“ Gar aber wo derselbe eigenen Willen oder Gefühl für Ehre zeigt, ist die väterliche Gewalt sogleich in sich aufgehoben. Gerade dieser nach einer hohen Anschauung von Würde und Selbstbestimmung geduldete und wohl gar gepflegte Unabhängigkeitsfuss aber sollte es sein, was bei dem leichtgeflügelten Naturell dieses Jünglings nicht blos zu schlimmen Ausschweifungen führte, sondern bald auch die offenste Rücksichtslosigkeit gegen den Oheim und Ernährer selbst hervorbrachte. So sah sich dieser stets aufs neue gerade da mit schweren Sorgen belastet, wo er der Natur der Sache nach am meisten Anrecht auf Erleichterung und Verschönerung des Daseins zu haben glaubte, und dies in um so schönerem Maße, als in ihm selbst mit den Jahren das reinste aller Menschenbedürfnisse, das der Liebe nur zunahm. Wir werden davon bald Wirkungen vernehmen, die etwas von der tragischen Peripetie an sich haben. Hier berühren wir die Sache nur um das rein menschlich erklärenden Grundes willen, weshalb nicht allein wie stets mit allem Fleiß und selbst ohne Rücksicht auf die eigene Gesundheit „geschafft“, sondern jetzt zugleich emsigst nach jedem annehmbaren Erwerb ausgeschaut und geradezu „gehandelt“ ward. Und dies alles in einer Lebenszeit, die sonst beginnt von den Mühen auszuruhen und von den Früchten zu zehren, und von einem Künstler der wie nur je einer einzig der Kunst gelebt und den Gewinn von seinem Schaffen hauptsächlich Anderen überlassen hatte!

So klingt es uns wie Ironie, wenn Ende 1823 als einmal von Cherubini Rede ist, der närrisch geworden sei, weil in einer Preisausgabe die Oper eines Andern vorgezogen worden, der Neffe aufschreibt: „Er mag schon

alt sein — Warte nur noch 20 Jahre, du wirst dann auch nicht mehr so schnell schreiben.“ Und wahrlich wenn wir uns nicht verwundern dürfen, daß Beethoven ebenfalls schon jetzt in der That „nicht mehr so schnell“ schrieb, so haben wir bei solcher Lage der Sache erst recht den hohen Grad der künstlerischen Treue zu verehren, mit dem fortan fast mehr als jeder wirklich ergriffenen Aufgabe obgelegen und kaum zu dem Entschluß gekommen ward, ein Werk als reif und vollendet auch wirklich von sich abzustößen. Wir werden dies in allen folgenden Briefen erkennen, und ob er gleich weiß und bekennt, daß oft durch ihn selbst die „Verzögerungen“ entstehen, die ihn dann in allerhand Bedrängniß versetzen, so kann ihn doch nichts bestimmen eine Sache eher hinzugeben als bis sie so ist, wie er sie seinem besten Freunde nicht besser geben könnte.

Also nichts weniger als „Reflexion“ und „Arithmetik“ wie Freund Schindler gemeint, beherrscht den Künstler in diesen letzten Lebensjahren. Vielmehr ist es erst recht die höchste Auffassung von der Pflicht und dem Werthe des künstlerischen Schaffens und das Bewußtsein, daß nur, wo dasselbe in wirklicher Vollendung strahlt, auch den „andern Sterblichen“ Erquickung und Erhebung ihrer selbst gereicht wird. Ein wahrhaft ungeheurer Ernst erfüllt sein Wesen und läßt ihn trotz alles oft lebhaftesten Wünschens und Wollens ferner nicht zum Ergreifen falscher, nicht zum vorzeitigen Abschluß der einmal ergriffenen rechten Aufgaben kommen. Nur „was der Geist ihm eingibt“ will er vollenden und sei es mit persönlichen Entbehrungen und Verzicht auf das äußere Glück. Und dem entspricht der Geist, der ihn jetzt erfüllt und der uns ebenso als ein unermesslicher Weitblick über die Gefilde des Daseins wie als ein unerschöpfter Born der duldbaren Güte und des schmerzlichen Mitantheils an jedem Leid der Existenz erscheinen muß. Wir werden auch äußerlich den Beweis für solchen Zustand seines Innern bald und nicht am wenigsten unverkennbar auf seinem Todtenbette vernehmen.

Wie hat man also nur begehren können, daß dieser vielgeprüfte und in Wesen und Zweck seiner Kunst so ernst versunkene Mann und Meister eben auch nur gleich den Kunsthandwerkern die Menge der „Verbindlichkeiten“ absolviren und je nach Verlangen Messe, Oper, Oratorium, Sonaten u. s. w. rasch hätte schreiben sollen, um aller Noth des Tages ledig zu sein?

So wie durch jede neue Berührung mit der Welt des leidigsten Egoismus seine Vorstellung einerseits von der Noth dieses Daseins, andererseits vom Werth des wahren Guten und des wahren Schönen sich nur erhöhen konnte, so mußte auch sein eigenes Schaffen stets mehr und sogar einzig das Bild dieser höheren Welt werden, in der der Mensch erst zum richtigen Begriffe und der wahren Erscheinung seiner selbst zugleich gelangt. Das „Duro in Christo und Apollo“, womit der obenberührte Brief an Hauschka schließt,

gewinnt uns hier einen ernsten Sinn, wie dieser Mann ihn gern in die Form eines scherzenden Spottes kleidete, da wo die äußere Form und Erscheinung einer Sache eben seiner hohen Vorstellung von derselben wenig entsprechend erschien. Religion und Kunst waren ihm jetzt mehr als je Eins. Ja es ist zu sagen: in seinem Inneren hatte sich die thatsächliche Vereinigung einer ästhetischen Weltanschauung, wie er sie seiner Zeit und seinem Berufe dankte, aufs Sicherste wie jener ethischen Weltbewährung vollzogen, die ihm das Leben selbst als die positive Substanz auch der kleinsten Existenz aufgedeckt hatte und die der Kunst unseres Jahrhunderts auch erst den wahren Sinn und vollen Gehalt gegeben hat. Und der inneren Durchführung dieses Processes, der der eigentliche Sinn und Inhalt dieser letzten Lebensperiode Beethoven's ist, verdankt eben das künstlerische Schaffen derselben jenen wahrhaft ätherischen Glanz, seine Bedeutsamkeit weit über die Grenze einer speciellen Kunst hinaus für alles Wirken und Leben unserer Tage. Der Sinn der Neunten Symphonie ist ihrem Erschaffer selbst völlig zu Leben und That geworden, er kann nicht mehr anders, als in ihrem Geiste wirken, ihre Substanz ergießt sich tausendfach durch alle Ader seiner Existenz, und ist's ein Wunder, daß da Früchte sprießen, herrlich, nie gesehen, unerhört?

Ein Ausflug nach Bosnien.

Unter dem Titel: „Aus halbvergessenem Lande“ liegt uns, soeben bei Klitz und Spitzer in Wien erschienen, eine Sammlung von Culturbildern aus Dalmatien von Theodor Schiff vor, die wir den Freunden der Ethnographie empfehlen können. Der Verfasser besitzt eine vortreffliche, auf den Beobachtungen eines mehrjährigen Aufenthalts in jenem halb italienischen, halb slavischen Küstenlande der Adria beruhende Kenntniß der Natur und der Sitten Dalmatiens, er weiß gut zu erzählen und lebhaft zu schildern, er hat einen gesunden Humor, und schreibt, von ein paar Austriacismen abgesehen, ein achtbares Deutsch. Auch die beigegebenen Illustrationen sind zum Theil recht hübsch, namentlich die Portraits der alten Zanetta, des Mädchens aus Sette Castelli und des Morlaken aus Norddalmatien. Das Beste aber bleiben die, meist novellenartigen, bisweilen recht stimmungsvollen Skizzen aus dem Volksleben dieses wenig bekannten Erdwinkels mit dem seltsamen Ge-